

Ukraine-Krieg Russlands Angriff auf das Land jährt sich zum dritten Mal. Berlin hilft – den Menschen vor Ort und den Flüchtlingen in der Stadt

Über 160 Rettungswagen für die Ukraine organisiert

Hans Cord Hartmann

Berlin. Als die Revolution auf dem Maidan im Februar 2014 brutal niedergeschlagen wurde, ging Vitali Olijnik in Berlin demonstrieren. Als Russland einen Monat später die Krim annektierte, tat er sich mit anderen zusammen, um die Ukraine aktiv zu unterstützen. Sie gründeten den Verein Ukraine-Hilfe Berlin. Allein seit dem 24. Februar 2022, dem Beginn des „großen Krieges“, wie Olijnik ihn nennt, hat der Verein Hilfsgüter im Wert von rund neun Millionen Euro in die Ukraine gebracht. Medikamente, Medizintechnik und Generatoren. Aber auch Löschfahrzeuge und Krankenwagen.

Geboren und aufgewachsen ist Olijnik im Westen der Ukraine. In Lwiw, nahe der polnischen Grenze. Seine Mutter wohnt noch immer dort, inzwischen zusammen mit der aus dem Osten des Landes evakuierten Schwiegermutter seines Bruders. Die Front ist weit entfernt in Lwiw. Wenn Olijnik zu Besuch ist, erscheint es ihm ziemlich normal in der alten Heimat. Wären da nicht die Alarmsirenen, die vielen Militäruniformen, die wenigen 30- bis 40-Jährigen und der volle Soldatenfriedhof.

Die Ukraine-Hilfe Berlin hat sich früh auf medizinische Versorgung spezialisiert. Die Ehrenamtler besorgten Krankenhausbetten und stellten Notfallrucksäcke mit Verbänden und Medikamenten zusammen. Außerdem brauchte die Ukraine von Beginn an dringend Krankenwagen. Die Fahrzeuge vor Ort stammen oft noch aus Sowjetzeiten, viele wurden seit dem Beginn der Kämpfe zerstört.

Die Anfragen erreichen Olijniks Verein über die Kooperationspartner vor Ort, „unsere Augen und Ohren“, wie er sagt. Dann machen sich die Ehrenamtler in Deutschland auf die Suche, bei Händlern und Krankentransportunternehmen. Sind sie fündig geworden, kommt jemand aus der Ukraine, um das Fahrzeug

abzuholen, häufig Rentner. Oder jemand aus dem Verein fährt in die Ukraine. Neben Krankenwagen werden auch Löschfahrzeuge organisiert. Und Pick-ups. Sie sind für die Evakuierung auf unbefestigtem Terrain, direkt hinter der Front, besser geeignet. Olijnik ist mit so einem Pick-up zu seinem letzten Besuch in Lwiw, im Herbst des vergangenen Jahres, gefahren und hat ihn vor Ort übergeben. Über 160 Rettungswagen, Löschfahrzeuge und Pick-ups hat die Ukraine-Hilfe seit Februar 2022 in den Krieg geschafft.

Wenn es mal kein passendes Angebot gibt, organisieren Olijnik und seine Leute auch mal einen einfachen Kastenwagen, wie man sie von Paketzustellern kennt. Vor Ort, in der Ukraine, werden sie dann mit Liegen und medizinischem Gerät ausgestattet. Diese improvisierten Krankenwagen seien aber natürlich nur die zweitbeste Variante, sagt Olijnik.

Mit seinem Barrett auf dem Kopf fällt er auf im Berliner Straßenbild. Schon oft sei er gefragt worden, ob er beim Militär sei. Die Kopfbedeckung hat er von einem Freund geschenkt bekommen, der einen Vintage-Laden hat. Vor Jahren schon. „Das ist nicht extra für Sie angezogen oder für den Krieg.“ Auch sein schwarzer Camouflage-Rucksack hat jedoch etwas Kämpferisches.

Die Einstellung zum Militär sei in der Ukraine ganz anders als in Deutschland, wo Bedienstete zum Teil in der Bahn angegangen werden, wenn sie eine Uniform tragen, sagt Olijnik. Die hohe Popularität der ukrainischen Truppe führt er auf das Jahr 2014 zurück. „Da haben viele Menschen freiwillig das Land verteidigt, das war wirklich eine Volksarmee.“ Und er fügt an: „Russland führt einen Stellvertreterkrieg in der Ukraine. Gegen die EU, gegen den Westen, gegen die bestehende Weltordnung.“ Er ist sich sicher: Fällt die Ukraine, dann wird Russland auch vor Angriffen auf Nato-Länder nicht zurückschrecken.



Vitali Olijnik vom Verein Ukraine-Hilfe Berlin schickt Krankenwagen und Löschfahrzeuge in die Ukraine.

RETO KLAR/FFS

Hans Cord Hartmann

Berlin. Um fünf Uhr morgens klingelt das Telefon. „Natalya wach auf, der Krieg hat begonnen.“ Die Stimme, die sie informiert über den russischen Einmarsch in die Ukraine, ist die einer engen Freundin. Mit ihr hat sich Natalya Savelyeva seit Tagen auf den Ernstfall vorbereitet. Nun ist er eingetroffen. So erzählt sie es drei Jahre später in einem Café in Berlin-Schöneberg.

„Meine Freundin ist Juristin und sehr gut organisiert.“ Ein paar Tage zuvor, als sich die Anzeichen eines russischen Angriffs verdichten, hat sie zu ihr gesagt: „Wir brauchen einen Plan und den befolgen wir dann, wenn es losgeht.“ Was ist, wenn das Internet ausfällt? Oder das Mobil-Netz? Auf alles wollten sie vorbereitet sein. Als Treffpunkt wählten sie das Haus der Mutter der Freundin am Stadtrand von Kyjiw.

Bevor sie dorthin geht, ruft Savelyeva am Morgen des 24. Februar 2022 noch ihren Chef an. Der sagt ihr, sie soll sich erstmal einen Kaffee machen und dann ins Büro kommen. Alles beim Alten, alles kein Problem. Er hatte wohl noch nicht verstanden, was los war. Oder wollte es nicht verstehen, vermutet Savelyeva. Ins Büro geht sie nicht, ihr Chef auch nicht. Stattdessen sieht sie vor dem Fenster des Hauses, bei der Mutter ihrer Freundin, eine nicht enden wollende Schlange an Autos. Alle, die können, wollen raus aus Kyjiw. Sie aber bleiben erst einmal bei der Mutter. Sie versuchen, Informationen zu sammeln, so viele wie möglich. Es soll nach Polen gehen – aber dann? „Ich hatte so viele Fragen.“ Auch ohne alle Antworten gefunden zu haben, sitzt sie ein paar Tage später im Zug. Mit ihrer Freundin, deren Mutter und zwei Katzen geht es nach Lwiw. In die Westukraine, kurz vor der polnische Grenze.

Zu acht sitzen sie in einem für vier Leute ausgelegten Abteil. Mit den beiden Katzen und einem Hund, der zu ihren Mitreisenden gehört. Die Tiere seien unglaublich gewesen, erinnert sich Savelyeva. So leise. „Es war, als hätten sie die Situation verstanden, den ganzen Ernst der Lage.“ In Lwiw angekommen, überqueren sie die polnische Grenze. Für ihre Freundin geht es weiter nach Warschau. Die ukrainische Firma, für die sie arbeitet, hat dort einen Sitz. Sie bekommt einen Job in der Rechtsabteilung. Savelyeva zieht es nach Berlin. Hier wohnt schon länger eine alte Klassenkameradin. Bleiben will sie eigentlich nur für ein paar Tage. Damals hofft sie noch, im Sauerland, am Hauptsitz der deutschen Firma, für die sie in der Ukraine gearbeitet hat, Arbeit



Natalya Savelyeva floh aus der Ukraine nach Berlin. Mittlerweile gehe es ihr gut, sagt sie. Das Ankommen in der Stadt war aber nicht immer leicht.

RETO KLAR/FUNKE FOTO SERVICES

„Integration geht nur über den Job“

zu finden. Ohne Deutschkenntnisse will man sie dort aber nicht einstellen. Und so bleibt sie in Berlin, bis heute.

Viel Erfahrung in der Banken- und Versicherungsbranche

Savelyeva hat in der Ukraine Wirtschaft studiert und viel Erfahrung in der Banken- und Versicherungsbranche. Nach der Maidan-Revolution hat sie von 2015 bis 2018 als Beamtin im Wirtschaftsministerium gearbeitet, in der Abteilung für Außenhandelsregulation. „Ich wollte mein Heimatland verändern“, sagt sie. In der Ukraine seien die staatlichen Bestimmungen für den Im- und Export oft sehr eng. Savelyeva wollte den Markt öffnen, den Warentransfer vereinfachen. Nach drei Jahren wechselte sie wieder in die Privatwirtschaft.

Ursprünglich kommt sie aus Donezk. Die Millionenstadt im Osten der Ukraine ist heute in russischer Hand. Krieg herrscht hier, im Donbass, aber schon seit 2014. Ein Jahr hielt sie es aus mit den Sirenen und der ständigen Angst. Dann floh sie nach Kyjiw. Ihre Großmutter, inzwischen 97 Jahre alt, blieb in Donezk.

Und Savelyevas Mutter an ihrer Seite. Sie wünscht sich, sie kämen nach Deutschland. Savelyeva weiß nicht, wie sie helfen sollte, falls etwas passiert. Alle ihre Freunde wohnen mittlerweile außerhalb der Ukraine. Sie habe niemanden mehr in Donezk, den sie anrufen könnte. Ihre Mutter jedoch habe Angst, Donezk zu verlassen. Selbst nach dem Tod der Großmutter würde sie wohl bleiben. Savelyeva vermutet dahinter den Einfluss russischer Propaganda. Doch über diese Dinge könne sie mit ihr nicht sprechen. „Nicht am Telefon“, unterbricht die Mutter alle ihre Versuche.

Trotz der vielen Hilfe, die sie bekommen habe – das Ankommen sei schwer gewesen in Berlin, vor allem das erste Jahr. „Du hast keine Arbeit und keine Pläne. Du hast ganz viel Zeit, aber nichts zu tun. Ich wollte morgens nicht aufwachen, nicht meine Wohnung verlassen. Ich war depressiv.“ Sie habe sich zwingen müssen, etwas zu unternehmen. Sie ging in die Gemäldegalerie, wo der Eintritt für Ukrainer frei war. „Nach zwei Stunden im Museum war ich so erschöpft, dass ich mich direkt ins Bett legen musste und ganz lan-

ge geschlafen habe.“ Savelyeva lacht viel im Gespräch. Auch wenn sie von dieser schweren Phase erzählt. Trotz Depressionen hat sie sich Jobs gesucht, immer wieder. „Wenn du nichts tust, ändert sich nichts.“ Sie hat als Kellnerin gearbeitet und als Promotorin auf der Messe. Und sie ging an eine Sprachschule, um Deutsch zu lernen. Über „Einstieg zum Aufstieg“, eine Initiative des Vereins Berliner Kaufleute und Industrieller (VBKI), hat sie dann endlich ihren Job gefunden, in dem sie noch immer arbeitet. In dem sie zufrieden ist.

Savelyeva ist Assistentin der Geschäftsführung am Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. Im Büro wird Deutsch gesprochen, wenn nötig kann sie mit ihrer Chefin aber auch Englisch reden. Es ist ihr wichtig zu betonen, wie dankbar sie ihr ist. Dafür, dass sie sie eingestellt hat, obwohl sie noch zu kämpfen hat mit der deutschen Sprache. Savelyeva versteht zwar viel, muss aber ins Englische wechseln, wenn es komplizierter wird. Beim Formulieren von E-Mails hilft ihr noch eine KI. Solange der Krieg andauert, werde immer etwas bleiben von ihrer Depression. Es gehe ihr aber mittlerweile gut in Berlin, sagt sie. „Ich hoffe, dass meine Geschichte dazu beitragen kann, die Situation von Ukrainerinnen in Deutschland besser zu verstehen. Integration funktioniert nur über die Arbeit“, da ist sie sich sicher.

Ein Land hofft, dass die jungen Menschen zurückkehren

Fast 9000 Kinder und Jugendliche aus der Ukraine besuchen eine Berliner Schule. Der stellvertretende Bildungsminister hat einige von ihnen getroffen

Julian Würzer

Berlin. Es wird still im Klassenzimmer. Aufgeregt und etwas nervös dreinblickend sitzen die Schüler an ihren Tischen. Der junge Mann im dunkelblauen Anzug, Dmytro Zavgorodnii, lässt sich davon nicht irritieren, er steuert auf einen Platz vor ihnen zu und lässt sich lässig sinken. Mit einem Lächeln auf dem Gesicht fragt er auf Ukrainisch, welche Fächer sie mögen und wo sie sich in der Zukunft sehen.

Die Stimmung lockert sich schlagartig ein wenig. Mathe, antwortet einer der Schüler. Er wolle eines Tages im IT-Bereich arbeiten. Da komme er auch her, sagt Zavgorodnii.

Die Erinnerung wirkt fast wie eine andere Zeit. Sechs Jahre lang war er in dem Bereich als privater Unternehmer tätig. Im August 2021 wurde er zum obersten Direktor für die digitale Transformation des ukrainischen Ministeriums für Bildung und Wissenschaft berufen. Heute ist er stellvertretender Minister in dem Ministerium, aber gehört damit einer Regierung an, die sich seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine inmitten eines Krieges wiederfindet.

Seit nunmehr fast auf den Tag genau drei Jahren hält das Sterben in der Ukraine an. Und während Deutschland immer wieder deutlich macht, auf welcher Seite das

Land steht, an jener der Ukraine, lässt der US-Präsident Donald Trump die Ukraine fallen. Die Außenminister der USA und Russland haben sich in dieser Woche in Saudi-Arabien zu Gesprächen getroffen, die Ukraine saß nicht mit am Tisch.

Mit Trump ist die Zukunft der Ukraine wieder ungewiss. Ein Teil der Zukunft des Landes sitzt im Klassenzimmer an der Helene-Lange-Sekundarschule in Steglitz. Fünf von 90 Schüler an dieser Schule sind aus der Ukraine. Berlinweit spricht die Senatsbildungsverwaltung von 8551 Kindern und Jugendlichen, die in Berlin angekommen sind, um dem Krieg zu entfliehen

und in Willkommensklassen oder an Schulen unterrichtet zu werden. Mithilfe von rund 150 ukrainischen Lehrern soll ihnen der Einstieg an Schulen in der Stadt erleichtert werden. In Steglitz werden sie auf die Schulabschlüsse in Berlin, aber



Der stellvertretende ukrainische Bildungsminister Dmytro Zavgorodnii.

GLANZE/FUNKE FOTO SERVICES

auch auf die in der Ukraine vorbereitet. Ein in Berlin einzigartiges Modellprojekt, das, so Schulleiter Harald Leppler, den Schülern die Möglichkeit geben soll, künftig selbst zu entscheiden, ob sie hier bleiben oder zurück in die Ukraine gehen.

Es ist eine Geschichte, die Berlins Bildungsstaatssekretärin Christina Henke selbst erlebt hat, wie sie an diesem Vormittag erzählt. Sie wurde 1984 in Charkiw geboren. Sie sei, noch bevor sie eingeschult wurde, aus der Ukraine nach Berlin gekommen, habe hier ihre Schulabschlüsse gemacht und sich dann entschieden, Lehrerin zu werden. „Ich bin glücklich, dass ich das, was ich an

Erfahrung gesammelt habe, den Weg, den ich gegangen bin, in ein Pfund ummünzen kann, um euch das mit zu ermöglichen.“ Henke hat maßgeblich an dem Memorandum mit der ukrainischen Botschaft mitgewirkt, wodurch die Schüler ihre ukrainischen Abschlüsse über die Botschaft bekommen.

Aber, es seien auch Menschen, die das Land „sehr gut gebrauchen“ könne, sagt Zavgorodnii. Sie könnten ihre Kenntnisse in dem Land einbringen. Man wolle künftig etwa in neue Technologien investieren. „Und ich werde alles möglich machen, damit ihr zurückkommen könnt“, sagt er. „Wir warten auf euch in der Ukraine.“